

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

243 (20.10.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Die Frau des Kommandanten

Von Max Barthel.

Aus dem Kaspiischen Meer kamen in lauenhaften Schwärmen die vielen Fische. Ueber der Wolga stand wie eine tönende Wolke das Geräusch der Arbeit. Ich war damals in der Nähe von Astrachan in einer großen Fischerei beschäftigt. Unweit des Blockhauses, in dem wir wohnten, lagen die Arbeitsbänke der Mädchen und Frauen, die Tag um Tag die Blaugrünen, silbernen und rotgetupften Fische ausnahmen. Manchmal sangen sie bei der Arbeit. Es war schön und grauenvoll.

Die Arbeiterinnen waren die Wolga heruntergekommen, tausend und zweitausend Kilometer, sie wohnten mit ihren Männern dahinten in den schmutzigen Baracken, und jetzt sahen sie bis an die Hüften in den gleißenden Fischbergen und stießen mit den blutigen Messern zu. Ja, und manchmal beobachtete ich vom Blockhaus aus ihre Gesichter. Die großen Augen sahen stark in das wilde oder ergebene Zucken der Fische, und die weiten Rüstern lagen erregt den Sterbeduft der Dorsfische und den Salsgeruch der nassen Keller ein.

In jenen Tagen kam auch Matroschewski, ein hoher Kontrollbeamter, aus Moskau und brachte als seinen Gefährten den früheren Tischlermeister Siebenhaar mit. Die Kontrolle ging anständig vorüber, und als die beiden Männer nach dem Zentrum abgereist waren, erzählte mir mein Freund Charlie einiges von jenem Siebenhaar. Charlie war einer von den vielen Kriegesangehörigen, die in Russland lebten.

„Dieser Siebenhaar ist tausendmal schlauer als wir alle zusammen“, begann Charlie, „ich kenne ihn aus einem sibirischen Lager her. Es war im Herbst 1918. Wir waren eigentlich auf der Flucht, müht du wissen, das heißt, wir waren aus dem alten Lager gestürzt, dort war es zu dreißig gewesen, aber nun rückte Kollschaf vor, und wir mußten so schnell als möglich hinter einem neuen Stachelzaun verschwinden.“

Die Hirschen hatten sich auch selbständig gemacht. Sie hoben auch unter den Kriegesangehörigen Truppen aus, es war also eine krenzliche Zeit und Gegenstand. Ueberall lauerte Gefahr. Nun, wir suchten mit Inbrunst ein neues Lager, in dem wir uns verfrachten konnten. Und wir fanden auch eins. Siebenhaar war Leutnant, weißt du, und als wir in jenes neue Lager einrückten, war gerade Appell. Es war ein Appell, und es fehlten zwei Gefangene! Zwei Offiziere! Nun, nun, wir reichten uns ein, und Siebenhaar, der schlaue Kerl, verstand es, klar zu machen, daß wir nach diesem Lager abkommandiert seien. Ich war zwar nur Unteroffizier, aber die Rangereibung tat auch meinem Herzen gut.

„Ich weiß“, sagte er, „es ist eine sonderbare Geschichte, aber die Zeiten waren damals mehr als sonderbar. Ein deutscher Leutnant zum Beispiel war damals lange Zeit Mitglied der sibirischen Räterregierung.“

Nach dieser kleinen Abschweifung erzählte er weiter: „Wir wurden im Hause des Kommandanten einquartiert“, sagte er, „der Mann wußte die beiden neuen Offiziere kennen lernen, er langweilte sich. Nun, Siebenhaar war ein glänzender Erzähler und ließ den Kommandanten gar nicht erst zur Befehlsung kommen, er deckte ihn einfach mit Anecdoten und Witzen vollkommen zu. Der Kommandant, müht du wissen, war noch gar nicht lange verheiratet. Seine Frau schwärmte für den Westen. „Ja, so war es, und wir bekamen eine Kammer neben dem Schlafzimmer der Eheleute angewiesen. Die Wand zwischen uns war eine dünne Bretterwand!“

Er schüttelte sich in der Erinnerung an jene Zeit. Dann lachte er und sagte:

„Wir besaßen unsere Kammer, und Siebenhaar machte in die dünne Wand ein kleines Loch. Das war natürlich nur ein sehr kümmerlicher Niederschlag, aber wir waren uns recht bald darüber einig, daß die junge Frau ihren Mann nicht gerade leidenschaftlich liebte. Wenn sie nämlich vom Herrn Kommandanten besucht wurde, bog sie den Kopf zur Seite und — lachte nicht, ich spreche die Wahrheit — und zeichnete mit der Hand die Muster der Tapete nach.“

„Sie war also eine Mustergattin?“ fragte ich.

„Charlie lachte und sagte: „Mustergattin, habada, das ist die richtige Bezeichnung!“ Dann wurde er ernst und erzählte:

„Siebenhaar hieß eigentlich gar nicht Siebenhaar, er hieß Leitner und war Ingenieur gewesen. Und eines Sonntags lud der Kommandant Gäste ein — von den Koffschalkleuten — und auch wir sollten kommen. Und wir kamen, und es wurde auch sehr lustig. Zwölf Frauen und acht Männer waren wir. Es gab Wein und Wodka, eine wunderbare Salzküste mit Süßen, Salaten und Schnaps, unsere Wirtin war die Lebenswürdigste selbst, und sein Mann hätte an ihre innere Kühlung geglaubt. Wir kamen sehr rasch in Schwung, kann ich dir nur sagen!“

Schön, es wurde musiziert und getanzt, und Maria Zwanowna, so hieß die Frau des Kommandanten, war eine leidenschaftliche Tänzerin. Und als Siebenhaar zum erstenmal mit ihr tanzte, küßte er sie zu:

„Warum, Teuerste und Hochverehrte, warum malen Sie immer die Muster der Tapete nach, wenn Ihr Herr Gemahl Sie besucht?“

Sie wurde rot und weih, kalt und heiß, und Siebenhaar sagte mir später, er hätte befürchtet, sie würde schreien und ihm ins Gesicht schlagen, aber nein, sie lächelte nicht, sie schlug ihm auch nicht ins Gesicht, sie lächelte schon nach zwei Sekunden und antwortete spöttlich:

„Die Muster sind doch sehr interessant! Finden Sie nicht auch, Herr Leutnant?“

Auf diese Antwort fand Siebenhaar zuerst keine passende Entgegnung. Er schwieg also und drückte die Tänzerin fest an sich, und sie ließ es sich gefallen, wie sie sich in den Süßen, glühte und — küßte kann man auch sagen, wenn man poetisch sein will. Sie war unermüdlich im Tanzen, und ihr Mann freute sich, daß seine Frau einen so guten Kanonier gefunden hatte, der Döner.

„Ich war mit einer amerikanischen Chinesin beschäftigt“, sagte nun Charlie und rückte sich leicht in das richtige Licht, „die kleine gelbe Frau war ja eigentlich die Geliebte eines russischen Hauptmanns, der sie aus der Mongolei mitgebracht hatte. Mensch, wie klein ist doch die Welt! Nun, ich kannte kein Chinesisch und sie kannte kein Russisch, außer einigen laienhaften Wörtern, die sich mit hübschem kindlichem Mund hervorhoben, ohne ihren Sinn zu verlieren.“ Er holte tief Atem. „Wir hatten schon ziemlich viel getrunken.“

„Sagte er, und der Duft von Frauenfleisch machte uns vollkommen verrückt. Der Hauptmann war schwer befallen. Nun da bin ich eben mit der kleinen Chinesin nach dem Garten isoliert und habe mich abgesetzt. Und dann benachrichtigte uns Siebenhaar mit Maria Zwanowna.“

Charlie machte eine Pause. Vom jenseitigen Ufer der Wolga hörte man das Heulen der tartarischen Fischerbunde. Aus den nahen Baracken kamen die melancholischen Lieder der Frauen und Mäd-

chen. Die Güte und Schwermut der russischen Steppen ertönte in den Weisungen.

Wir lachten ein wenig, tranken Tee, und dann fragte ich Charlie:

„Ja, und der Kommandant ließ seine Frau tanzen und dann im Garten verschwinden?“

„Natürlich, das lachte ich doch“, kam die Antwort, an jenem Abend, von dem ich erzählt habe, war er zwar befallen wie fast alle Männer, ich glaube, er hatte sich auch in nüchternen Verfassung mit der Kühlung seiner Frau abgefunden. Er meinte wohl, der Döner, sie sei den anderen Männern gegenüber auch Eiszunafrau.“

Er lächelte und berichtigte mit wissenden Augen weiter:

„Nein, sie war keine Eiszunafrau, und wir schliefen nach jenem Fest sehr gut. Und dann haben wir der Maria Zwanowna einmal nachts wohl zu tief in die Augen gesehen, denn mit unferer Ruhe war es vorbei. Und mit ihrer Ruhe war es auch vorbei. Erst später habe ich mich gefragt, warum sich die Frau in uns verknallt hatte. Wir waren für sie, weißt du ganz einfach das Abenteuer, die Kollschaf aus fremden Ländern, der Glanz von jenseits der Grenzen, wenn man es poetisch sagen will. Na ja, so geht es: Ihr Mann war nicht immer so Hause, und so konnte sie eben genug Abenteuer erleben.“ Ich ließ Charlie den Bericht.

„Wie lange habt ihr Brüder denn die Maria Zwanowna geträufelt?“ fragte ich.

„Ach, nicht allzulange“, lachte Charlie, „Kollschaf wurde ja geschlagen, und wir flohen in die nächste Stadt. Siebenhaar, damals hieß er gar nicht Siebenhaar, er hieß Leitner, also er setzte sich mit der Tische in Verbindung, und es dauerte nicht allzulange, da war aus dem Frauenjäger ein ganz berühmter Menschenjäger geworden.“

Ich fragte den plötzlich so moralisch gewordenen Erzähler, ob er den Zufallsfall mit der Chinesin vergessen hätte und wollte schließlich wissen:

„Und mit Maria Zwanowna, mit der Frau des Kommandanten, was geschah mit der?“

„Keine Ahnung“, antwortete Charlie gedehnt, „ich habe wirklich keine Ahnung. Vielleicht ist sie mit Kollschaf geflohen und dann in Charkow oder Belina in den Singispielfallen verstorben, vielleicht ist sie auch zu den roten Übergegangenen und sitzt jetzt in einem Amt als Sekretärin. Sie war sehr begabt, und ich kann mir schon vorstellen, daß sie Karriere gemacht hat!“

Er schwieg und lauschte auf den Gelächern der Mädchen und Frauen. Er seute lächelnd sein schneeweißes Gebiss und sagte:

„So, das war die Geschichte von der Frau des Kommandanten.“

Immer noch sangen die Frauen und Mädchen, und Charlie lachte und lachte. Dann stand er auf, streckte sich und verließ das Zimmer. Und die Wolga rauschte. Die Hunde der tartarischen Fischer heulten nicht mehr. Aus der Steppe kam der schließende Singklang leichter Windstöße.

Badische Landestheater. Der in der Spielzeit 1930/31 mit großem Erfolg gegebene „Ring des Nibelungen“ von Richard Wagner wird vom 25. Oktober bis 1. November 1931 wiederholt. Für die Aufführung sind wieder vier Abende vorgesehen. Die Vorstellungen finden in der regelmäßigen Reihe statt. Es werden die Mietabteilungen A., B., F. und G. betriebligt. Die Platzmieten der entsprechenden Vorstellungen, die dann noch Karten für die ihnen fehlenden drei Abende des „Ring“ erwerben, erhalten auf diese Karten eine Ermäßigung von 25 Prozent. Den Platzmietern der Abteilungen C., D. und E. sowie Theaterbesuchern, die keine Dauermieten sind, wird bei Abnahme der Karten für die genannten vier Abende des „Ring“ ein Nachlaß von 25 Prozent gewährt. Näheres ist aus der Anzeig im Anzeigenteil zu erfahren.

WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

21 Nachdruck verboten. Copyright by Fackelreiterverlag Hamburg-Bergedorf

„Allo ist er ein Phantast, dem das Handwerk gelegt werden muß!“, entsetzte Cassone unduldbarm. „Weißt mir bei der Gegenwart, der wir zu dienen haben. Ich bitte Sie, meinen Vorklag Ihrem Herren Reichsminister ohne Verzug drücken zu wollen. Mein Angebot ist ehrlich und anständig. Wir wollen den Frieden, nicht den Krieg. Aber wir wollen beide auch das Ende der französischen Hegemonie.“

Er begleitete den Botschafter bis zur Tür. Langsam ging er an seinen Arbeitstisch zurück.

Herr von Richter bestieg sein Auto. Der Jubel von sechstaufend Schwarzhemden umbrachte ihn. „Hoch Deutschland!“ Erhobene Arme grüßten. Das offizielle Italien grüßte den Deutschen. Zweifellos, der Duce verstand sich auf Regie! Der Botschafter dankte durch die Scheiben. Er sah in die begeisterten Gesichter des Volkes. Des Volkes? Wo war die Grenzlinie zwischen den Ueberzeugten und den nur Mitgerissenen oder zur Ueberzeugung Kommandierten? Wie rasch, ach, schlugen im Leben der Völker schon solche Veränderungen ins Geantell um!

Graue Hoffnungslosigkeit beherrschte plötzlich den Deutschen. Wird Berlin in die hinabhaltende Hand des Italieners einschlagen? War damit Frankreich wirklich außer Gefahr zu setzen? Wenn Frankreich nun dennoch den Fehdehandschuh aufnahm? Es besah die größte Armee der Welt, sein Volk war stolz und tapfer! Selbst ein Leon Brandt würde in der Stunde der Not im vordersten Sturmfronten stehen! Und dann... und dann? — Der Deutsche schloß die Augen, er glaubte ins Dunkel einer grauenvollen Nacht zu sehen...

Der ostwärts stürmende „Sektos“ empfängt fünf Uhr dreißig nachmittags den vom Eiffelturm gesunkenen Text der italienischen Abrechnung. Wie ein dumpfer Schlag trifft er Brandts Herz. Sein Appell an Cassone liegt also zerföhrt im Papierkorb des Palazzo Venezia! Und nun können die Plänen des verhängnisvollen Schachspieles aufmarschieren, vorwärtsgetrieben von einem Schicksal, das alle Dämme durchbricht? Sind die Völker zu blutleeren Statisten erniedrigt?

Ein neuer Warnungsruf peitscht durch die Luft. Noch zehn Stunden muß es geschafft werden! Die Motore geben ihre letzte Lunenkraft her bis zum Verbluten.

Das sommerliche Paris wird am Nachmittag dieses 23. August seines heiteren Gleichmaßes beraubt. Unersessenes föhlt es sich angefallen von einem Schicksal, das aus Dunkel und Nichts zu erregenden Formen anwachst. Der Pariser hat untrügliche Bitterungen. Sein Instinkt riecht die Gefahr. Die beruhigenden Erklärungen, die das Kabinett der Befähigung der römischen Ab-

rechnung hinzugefügt hat, bannen nicht mehr das Gespenst, das von Südosten her anfliehet. Zu oft schon wurden Völker durch solche Beruhigungsmittel eingeschläfert und schlafend in den Abgrund gestoßen.

Ueber die Seinebrücken ergießen sich die Menschenfluten zum Quai d'Orsay. Sie wollen nicht verleben. Immer neu und unerschöpflich drängt es über den Pont Alexandre und den Pont de la Concorde. Menschenmaren umzingeln das Ministerium des Neußern. Auf der riefenhaften Esplanade des Invalides moat die lebendige Pränzung. Polizeiaufrebolle zerbrechen immer wieder die Menschenwalle, bringen sie in Fluß. Ketten die machenden, schwebenden Ströme in Nebenstrahlen ab. Aber es hört nicht auf. Wie in einem Brennpunkt laufen hier plötzlich alle Nervenstränge von Paris zusammen.

Vormärtsgetrieben, haltmachend, neu in gärende Wogen gerissen, fliehen die Massen geistes durcheinander, begehren auf, buben sich, schreien, verbarren in bösem Schweiß, das die Macht des Staates andröht. Und doch ist in diesem schweißtriefenden Gewühl ein Geles, das nicht das Geles des Individuums ist, sondern einem unbewußten, kaum geahnten Kollektivwillen entsprungen. Zu meilenlosem Schatten verläßt der Einzelne; die Vielheit formt sich aus chaotischer Vermorenheit zu einer Einheit, sie nimmt Ausbruch, Gebärde und Anflug an eines gigantischen Riesens, dem ein gebeimer, einhelliger Ueberwille Atem und Bewegung verleiht.

Albanien? Italien? Belgrad? Für die Masse nur Begriffe, die nicht ans Herz greifen. Aber trotzdem trieben die Leidenschaften aus ihren Schächten hervor, vereinigen sich, prallen aufeinander. An jeder Strahlende flammt jede Minute ein neues Gerücht auf, mit Windeseile wird es fortgerissen in den Wutlauf der Millionenstadt. Der Nächster wird phantastischer. Einflucht wird rarer Artikel. Der Nächster triumphiert. Aus dem Dicksicht aufgewühlter Massen, die vor Stunden noch ihr Denken mit Arbeitslohn, Frau, Kindern und Brokforgen ausfüllten, brechen erschreckte Stimmen. Alles wird oekelnd, übersteigert, durch Gassen gerannt, über Boulevards geschwemmt:

„Der Völkerverbund erregt gegen Italien Sanktionen!“ — „Die Flotte der Bundesmacht sammelt sich schon im Mittelmeer!“ — „Ein Italiener hat heute mittag die Gener Ratsmitglied in die Luft geprenzt!“ — „Südslawen macht mobil!“ — „Italienische Flieger bombardieren Belgrad!“ — „In Berlin haben Nationalisten die Regierung gestürzt und die Diktatur proklamiert!“ — „Cassone hat keine Kreuzer aus Albanien zurückgeholt!“ — „Die Regierung Saint Brice ist versprengt! Leon Brandt übernimmt die Führung!“ — „Der Sektos ist diidit vor der französischen Küste ins Meer gestürzt!“

Chaos ist Trumpf. Der Name „Leon Brandt“ schwirrt durch Paris. „L'Allemand!“ — brüllen die einen. Andre sprechen den Namen in tiefer Andacht aus. Brandt erlaubt keinen Krieg! — Sibi, mit Gold ist jeder zu bestechen! — Alles nur Vörsenmandöver! Schieber wollen raffen! — Politische Gegner schlagen sich auf den Straßen die Zähne blutig. Die Internationale umbrant das Außenministerium. Vom andern Seineufer schallt die Nationalhymne berüber.

Im Palais Bourbon, dem Sitz der Deputiertenkammer, nur hundert Schritte vom Ministerium entfernt, sind schon zahlreiche Parlamentarier zusammengeströmt; das alte Gebäude blüht mit verpörrten Augen über die Seine.

Saint Brice hat seit seinem Besuch im Palais de l'Esloffe die Botschafter Amerikas, Japans und Englands empfangen. Wie überbrachten Barmungen, Vorschläge, scherten ihre Mitarbeit am Frieden zu. Warum bleibt nur der deutsche Botschafter so lange aus...?

Später Nachmittag. Trotzdem hat Saint Brice schon die Fenster vorhänge hieoben lassen. Seit öffnet er sie postbreit. Er starrt auf die flutenden Menschenwogen, die den Quai und die Esplanade überfluten. Der Geruch erblühten Fleisches scheint durch die Fensterhüllen ins Zimmer zu strömen. Der Greis läßt die Vorhänge wieder zusammenfallen. Volksmassen haben ihn von leber mit förlerlichem Unbehagen erfüllt. Er hat sich nie auf den Abhülser der Straße verstanden. Er ist ein Mensch höherer Stille und Einlamkeit. In seinem Wesen, das durch Generationen von einer alten Kultur vorbestimmt ist, ruht auch ein Funken von Menschenverachtung.

Das Telefon klingelt. Ah, vermutlich wird vom Vorzimmer der deutsche Botschafter gemeldet... Nein, Meldung vom Hauptbureau Le Bourget! Der „Sektos“ hat eben seine Position gefunkt, er befindet sich etwa zwanzig Kilometer westlich der Küste, also rund sechshundert Kilometer von Paris. — Saint Brice rechnet; gegen drei Uhr, vier Uhr morgens kann Brandt landen... Dr. Haindl, Deutschlands Botschafter, tritt ins Arbeitszimmer. Im Licht des grellen Deckenleuchters alihern und funkeln die scharfschließenden, uneingefakten Brillengläser, der fast lippenlose Mund wirkt wie ein breiter Strich, die schmale, lange Nase mit hängender Spitze steht weit vor wie auf der Suche, immer auf Witterung sinnschleift.

„Zunächst bitte ich Sie, überzeugt zu sein, Herr Botschafter, daß ich die deutschen Bemühungen um den Frieden im Verein mit den andern Mächten dankbarst anerkenne“, beginnt Saint Brice das Gespräch.

Der Deutsche, ein Riese mit ausladenden Schultern, auf denen der Kopf geschoben zu klein wirkt, blüht von oben herunter durch seine schließenden Brillengläser, die den Blick leiskam zerstoßern; ein Partner kann diesen Blick nicht recht als geschlossenen Strahl einfangen.

„Meine Regierung läßt erneut anraten, in Belgrad auf die Größe der Gefahr aufmerksam zu machen. Südslawen hat viel zu verlieren“, sagt Dr. Haindl, die französischen Worte mit bane-rischem Akzent würend.

Saint Brice hütelte seine. „It es billig, Herr Botschafter, daß der Streit der Großen auf dem Rücken der Kleinen ausgetragen wird? Da Rom nur an seinen sacro egoismo denkt, kann Frankreich nicht die Rolle des Märtrers für den europäischen Frieden allein übernehmen! Es wird wohl dazu kommen, daß wir unsere Botschafter in Rom abberufen müssen, so schmerzlich auch dieser Schritt wäre.“

(Fortsetzung folgt.)